

Helgas Ruh.

Novellette von Reinhold Ortmann.

Als der junge Dr. Rudolf Horstmar in dem wegen seiner Heilquellen berühmten Kurort ankam, hielt er sich für einen Todesandabenden, für einen rettungslos verlorenen Mann. Und wenn es dem Fünfundzwanzigjährigen auch sicherlich nicht leicht fiel, sich mit dem Gedanken an einen baldigen Abschied von dieser schönen Welt vertraut zu machen, so trug er sein hartes Schicksal doch mit männlichem Muth. Nur in der Gesellschaft glücklicher, hoffnungsvoller Menschen wollte ihn zuweilen die Verzweiflung überkommen, und weil er sich vor sich selber solcher Annahmen schämte, gab er vom ersten Tage an der Einsamkeit den Vorzug vor der Geselligkeit, die sonst ein Jeder hier nach Möglichkeit suchte. Auf den abgelegenen Wegen schweifete er in der Umgebung des Kurortes umher, und er war froh, auf einem dieser Spaziergänge in die Bläthen gefangen zu haben, wo er sich Stundenlang ungestört seinen wehmüthigen Gedanken hingeben konnte. Es war ein kleiner bewaldeter Hügel, von dessen Höhe der Blick ungehindert das hübsche Thal mit seinen schamden Häusern und hübschen Parkanlagen umfaßte. Und ein alter, moosüberwuchertes Steinbild im Schatten breitflügeliger Buchen schien wie geschaffen für die ersten Träumereien eines Menschen, der all diese lachende Herrlichkeit nur noch mit den Augen des Scheidenden betrachten durfte.

Eine Woche lang hatte der junge Mann Tag für Tag das auf seinen bestimmten Namen getaufte Bläthen aufgesucht, ohne daß ihn je ein Menschentritt aus seinen Grübeln aufgeschreckt hätte. Und es bedeutete ihm eine im ersten Moment recht unliebsame Ueberraschung, als er am achten Tag beim Näherkommen gewahrte, daß heute schon ein anderes Wesen von seiner Steinbank Besitz ergriffen hatte. Es war ein junges Mädchen in sommerlich hellem Kleid. Sie hatte den Strohhut abgenommen, und ein paar Sonnenstrahlen, die ihren Weg durch das dichte Büschengebüsch gefunden, spielten in ihrem goldig aufleuchtenden Blondhaar. Jögernb daß Rudolf Horstmar noch ein paar weitere Schritte, bis er auch das Antlitz der Ahnungslosen in seinen Einzelheiten untersuchen konnte. Dann aber blieb er inmitten des bergenden Unterholzes stehen, weil er sich die Freude an dem reizenden Bild nicht dadurch verkürzen wollte, daß er seine Anwesenheit verriet. Denn dies zarte und doch rosiges Mädchenbild dünkte ihm schöner als irgend eines, das er bis zu dieser Stunde gesehen, und er trank mit unerfüllten Augen die Hofseligkeit in sich hinein, wie wenn er sie seinem Gedächtniß unauslöschlich einprägen wollte. Für eine Viertelstunde vergaß er sein krankes Herz und seine trüben Todesgedanken; die Minuten verrannen ihm wie ebenso viele Sekunden, und ein seltsam schmerzliches Empfinden durchzitterte seine Seele, als er sah, wie sich das junge Mädchen erhob, um nach einem letzten, langen Blick über die Landschaft den thalwärts führenden Pfad zu betreten. Er konnte nicht ausweichen und sie mußte ganz nahe an ihm vorüber.

Als ihre anmüthige, schlante Gestalt dicht vor ihm zwischen den Stämmen auftauchte, zog er eheverbiethig grüßend seinen Hut. Sie blickte auf, und für eine kurze Spanne Zeit ruheten ihre schönen Augen auf seinem von Erregung gerötheten Gesicht. Dann stieg auch ihr das Blut in die Wangen; leicht neigte sie in Erwidmung seines Grusses das blonde Haupt und ging dann beschleunigten Schrittes weiter, um ihm schon in der nächsten Minute an einer Biegung des Weges zu verschwinden. Es war die denkbar flüchtigste Begegnung gewesen; auf Rudolf Horstmar aber wirkte sie mit der aufwühlenden Gewalt eines großen Ereignisses, und das reizende Mädchenbild spielte von Stunde an in seinen Gedanken eine ebenso große Rolle, wie die Vorstellung seines nahen Todes. In der qualvoll schlaflosen Nacht, die dem bedeutsamen Tag folgte, nahm er sich heilig vor, fortan den kleinen Hügel zu meiden; aber der Zug seines Herzens war mächtiger als die Stimme des Entschagens heischenden Verstandes, und schon wenige Stunden später befand er sich wieder auf dem vertrauten Weg. Aber die Steinbank war leer, und wie lange er auch unter der alten Buche harren mochte, kein sommerlich helles Gewand ließ sich rascheln auf dem bürren Laub des Waldbodens vernennen.

Vier Tage lang wartete er vergeblich einer Wiederkehr der verschönten hohen Erregung, und in der Qual dieser Erwartung schien sich sein Leben von Tag zu Tag zu verschlimmern. Nie war ihm das Steigen so schwer gefallen, nie hatte sein Herz in so stürmischen Schlägen geklopft, als da er zum fünften Mal der sanften Höhe zustrebte. Und nun, da er erkannte, daß er diesmal nicht umsonst gekommen war, — als er den lieblichen Gegenstand seiner heißen Sehnsucht auf dem moosigen Sitz erblickte, nu war er nicht mehr

stark genug, die Freude dieser kaum noch gehofften Erfüllung zu tragen. Es legte sich plötzlich wie ein dunkler Schleier vor seine Augen, und für eine Weile wußte er nichts mehr von dem, was um ihn her geschah. — Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, kniete das schöne Mädchen neben ihm und neigte seine Stirn mit ihrem im Wasser der nahen Quelle bespülten Taschentuch. Ein Ausdruck der Freude, der es nach Rudolf Horstmar's Empfinden beinahe überirdisch verklärte, erschien auf ihrem Gesicht, und mit einer Stimme wie er früher und weicher noch keine gehört, richtete sie ihn nach seinem Befinden. Verwirrt und beschämt durch die körperliche Schwäche, die er ihr offenbart, richtete er sich auf. Aber er war noch unsicher auf den Füßen und er mußte es gefahren lassen, daß ihr weicher Arm ihn stützte, während sie die wenigen Schritte bis zu der Steinbank zurücklegte. Da setzte sie sich in freundlicher Besorgniß neben ihn, und nun, als ob eine geheimnißvolle, Wunder wirkende Heilkraft von ihrem blühenden jungen Körper ausginge, erhobte er sich rasch.

Er fand die Worte, ihr zu danken, und schlichte, männlich tapfere Worte; ihr von seiner hoffnungslosen Krankheit und seinem zu frühem Ende verurtheilten Leben zu erzählen. Wohl eine Stunde oder darüber saßen sie unter der alten Buche und sprachen miteinander wie Menschen, die sich schon seit Jahren kennen. Und doch kam es ihnen nicht einmal in den Sinn, sich ihre Namen zu nennen. Vielmehr deshalb nicht, weil jedes von ihnen wußte, daß dieser ersten Zwiesprache nie eine weitere folgen würde. Sie hatte ihm gesagt, daß sie morgen mit ihrem kranken Vater den Kurort verlassen würde, und Rudolf Horstmar war überzeugt, daß ihm sein Leben jede Hoffnung auf ein Wiedersehen abschneidet. Warum also sollte er sich der schmerzlichen Sühligkeit dieser Stunde nicht erfreuen wie eines wohnigen Traumes — ohne Rücksicht auf conventioneellen Brauch und ohne einen Gedanken an die Zukunft! Als sie endlich aufstand, weil sie, wie sie sagte, sicherlich schon lange erwartet werde, wagte er es, die zum Abschied dargelegte Hand an seine Lippen zu ziehen. Sie aber, ehe er wußte, wie ihm geschah, neigte sich zu ihm herab und küßte ihn auf die Stirn. — Das war der große, trahlende, unvergeßliche Glückstag in Rudolf Horstmar's Leben. —

Daß er nun schon seit zwanzig Jahren mit unerbüchlicher Treue seinen Sommerurlaub in dem Kurort verlebte, dessen Heilquellen ihm einst nahezu wunderbare Genesung von schwerem Leiden gebracht — die Freunde des Professors Horstmar hielten es für eine jener Scherzen, wie sie zur Einsamkeit neigenden Junggelesen nun einmal eigenthümlich sind. Es konnte ja nichts anderes als ein Gefühl der Dankbarkeit sein, das ihn immer wieder dahin zog, denn seine kraftvolle Gesundheit bedurfte der Heilquellen nicht mehr, und die Erholung von der angestrengten Arbeit des Jahres hätte er wohl auch an ungleich schöneren Orten finden können. — Pünktlich an demselben Antrittsjahre für den Antritt seiner Reise gewöhnt hatte, traf der Professor auch diesmal in dem Kurort ein, der ihm schon das erstmal beherbergt hatte. Und als er am Abend plaudernd mit seinem Wirth auf der Veranda saß, sagte der Alte:

„Eine kleine Veränderung werden Sie diesmal vorfinden, Herr Professor — und es ist möglicherweise eine, die Ihnen mißfällt. Der Buchenhügel, den Sie so gern aufsuchen, hat seit acht Tagen nicht nur einen Namen erhalten, sondern auch eine prächtige Marmorbank mit einem Schuppapavillon darüber. Es war das der Dank der Gemeinde für die Wohlthaten, die eine reiche Dame den Armen des Ortes nun schon seit anderthalb Jahrzehnten erweist. Ihr Vater, der viele Jahre lang hier Vinerung seiner Leiden suchte, liebte unfernen Kurort sehr, und aus alter Anhänglichkeit ist auch nach seinem Tode die Tochter Jahr für Jahr auf einige Wochen bei uns eingekehrt. Auch sie hat den Buchenhügel zu ihrem Lieblingsplatz erkoren, auf dem man sie während ihres Hierseins täglich erblicken kann. Um ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen, hat man ihn nun auf ihren Namen „Helgas Ruh“ getauft und ihn mit der Marmorbank geschmückt, die Sie morgen finden werden.“

Das kluge Gesicht des Professors hatte während dieser Erzählung einen seltsam nachdenklichen Ausdruck angenommen. Und nun fragte er:

„Wenn die Dame den Hügel mit solcher Vorliebe aufsucht, wie mag es dann zugehen, daß ich sie — meines Wissens wenigstens — niemals dort getroffen?“

„Das erklärt sich sehr einfach daraus, daß sie zu der Zeit, wo der Herr Professor hier eintreffend, immer schon wieder abgereist ist. Nur in diesem Jahr ist sie ausnahmsweise etwas später gekommen und wird darum wohl auch voraussichtlich noch eine Weile bleiben.“

„Und der Name der Dame?“

„Es ist ein Fräulein Helga Brun-

Das verwunschene Haus.

Eine Geschichte aus der Sommerfrische von Susi Wallner.

Die Villa stand außerhalb des hübsch gelegenen Sommerfrischortes inmitten eines mächtig großen Gartens, den hohe, mit dichtem Epheu umspinnene Mauern umgaben. Bloß das schön gearbeitete, luftig verzierte Schmiedeeisengitter gestattete durch seine Eisensäbe hindurch Neugierigen Einzug.

Ich habe noch niemals eine so reiche, buntblühende Rosenpracht gesehen wie in diesem Garten. Das leuchtete und glühte und duftete und prangte, als führten die schmalen weißen Aeswege schnurrend in's liebe, alte Märchenreich. Die Villa selber war ein wunderlicher Bau mit Zimmern und Erfern und Thürmchen und Alleen. Gar nicht einem bestimmten Stil oder der Baumode irgend einer Zeit entsprechend; ein wenig eng zusammengepöckelt und verschoben, aber wunderbar anmuthend in seiner beherztfröhlichen Abgelehrtheit vom Alltäglichen. Dazu guden ihm die Kletterrosen schier in alle Fenster, kletterten zu den Erfern empor, hingen in Gärten und um die Alleen und verrotteten sich besonders dicht über dem weitvorpringenden Schuppdach des Hauseinganges. Wäre seine Thür nicht immer so beharlich zu gewesen, man hätte meinen können, sie wüßten aus dem Innern des Hauses heraus. Diese Thür gab mir besonders zu denken. So blühendversteht, wie der Zugang zu einem heimlich trauten Nest, so schmal, als sollte sie sich überhaupt nur für zwei Menschenfinger aufstehen, die dicht nebeneinander gehen — und doch so unangänglich verschlossen wie das eiserne Thor der Gartenmauer. Ich und sie standen ein paar Fenster der Villa offen; dann wehten und wintelten weiche Vorhänge heraus, und die Sonne spiegelte sich wohl in Goldrahmen, die an der Wand hingen, das sah immer aus, als brenne bei hellstem Tag eine goldne Amsel im Hintergrund des Zimmers. Aber keine Stimme, kein Schritt verriet die Anwesenheit eines menschlichen Wesens. Das gab der Villa einen eigenartigen, verärgerten Reiz, der mit zunehmender Dämmerung noch geheimnißvoller wurde. Denn wenn der Abend im nahen Ort die Lichter anzündete, dann trotzte die Villa seinem Beginnen und blieb dunkel und stumm; aber die Rosen im Garten dufteten schwerer und süßer, und der Nachtwind flüsterte in ihren Blättern beschwämmer als anderswo. — Alle diese Stimmungen hatte ich dem wunderlichen Bau abgelauscht, wenn ich auf meinen Spaziergängen des Weges an ihm vorüberkam. Ich habe ihm auch einen Namen gegeben: „Mein verwunschenes Rosenhaus.“

Als flüchtiger Wandervogel wollte ich bloß auf kurze Zeit in dem hübschen Märkte rasten. Aber das altliche würdige Ehepaar, bei dem ich wohnte, verstand es, meine Miethstube so traulich zu machen, daß ich schon in der ersten Woche wußte, ich würde noch eine zweite und vielleicht eine dritte Woche bleiben. Manchmal, wenn ich Abends mit den beiden alten Leuten in dem kleinen Garten ihres Hauses beisammen saß, hatte ich eine Frage nach dem Rosenhaus auf den Lippen, aber ich schweig immer wieder. Menschen und Häuser, die mit dem Nimbus des Geheimnißvollen umgeben sind, soll man nicht muthwillig nachfragen. Ihre nähere Geschichte enttäuscht gern.

Maubmörder Antielius.

Zu der bereits gemeldeten Verhaftung des Maubmörders Antielius in Brasilien werden aus Rio de Janeiro noch folgende interessante Einzelheiten berichtet: Antielius, der am 26. October 1908 den Apotheker Rathge in Magdeburg bei einem Einbruch erschlug, lebte fast anderthalb Jahre in Rio und erwarb sich durch sein bescheidenes und ruhiges Auftreten viele Freunde in den besten brasilianischen Kreisen. In der Rua Taylor, wo er wohnte, er ein einfaches Zimmer, wo er Studenten, Offiziere, Aerzte und Abgeordneten Unterricht in der deutschen Sprache erteilte. Nur ein Zufall führte zu seiner Verhaftung. Ein ehemaliger Schulkamerad von Antielius, der den Stechbrief in der „Woche“ gelesen hatte, machte das deutsche Konsulat auf ihn aufmerksam. Nach der Verhaftung zeigte der Untersuchungsrichter nicht übel Lust, den ruhig und sicher Auftretenden, der vorzügliche Papiere auf den Namen Andreas Walther vorweisen konnte, wieder auf freien Fuß zu setzen; schließlich verstand der Richter seine Entscheidung auf den nächsten Tag, und dadurch verlor Antielius sein Spiel. Denn im letzten Augenblick legte das deutsche Konsulat Photographien vor, die eine sehr große Ähnlichkeit aufwiesen. Aber noch jetzt glauben nicht wenige seiner brasilianischen Freunde, daß die Verhaftung ein gewaltiger Irrthum war und daß der „lieblichwürdige Mensch und Kamerad“ mit einem der nächsten Dampfer wieder in Brasilien landen werde.

Antielius, der aus einer angesehenen Offenbacher Kaufmannsfamilie stammt, spielte in der Berliner Lebenswelt eine große Rolle; er war einer jener eleganten Eindreher, die sich nach erfolgreicher Nacharbeit stets in großer Toilette in den vornehmsten Lokalen der Reichshauptstadt aufhalten.

Wir standen am Ende der Gartenmauer.

„Kommen Sie, Fräul'n, wir gehen ja so miteinander heim, da erzähl' ich Ihnen, was ich weiß. Erbauen lassen hat die Villa ein reicher Großkaufmannssohn aus Bayern. Sie werden mir's nicht übernehmen, wenn ich seinen Namen nicht nenne. Die Leute im Markt geben ihn zwar ungeschicklich preis, aber ich mag ihn nicht allemal auf's Neue in die alte Geschichte verwickeln, die seinerzeit Staub genug aufgewirbelt hat. Er hat uns die Aussicht und Pflege über die Villa übertragen und hat uns mit der herrlichen Entlohnung dafür zu einer Zeit geholfen, wo bei uns die Sorge täglicher Galt war. So einem Mann bleibt man sein Lebtag viel schuldig.“

„Als blutjunger Mensch — Gott, Fräul'n, manich ich Ihnen nur beschreiben könnt', was er für ein bildhübscher, feiner, lieber Bursch gewesen ist — hat er sich auf kurze Zeit in diesem Markt aufgehalten und bei dieser Gelegenheit die Tochter von hiesigen Bürgerleuten kennen gelernt — und auch lieben gelernt. Ich sag's gleich in einem Athem. Die Marianne war aber auch zum gern haben. Sie war gar nicht auffällig schön; aber das hat ein Geschöpf wie sie gar nicht nötig gehabt, denn es war etwas an ihrem Wesen — wie soll ich's nur ausdrücken, so was helllichtes, sonnigedignes, wissen Sie, Fräul'n; kurz, es ist einem halt gut und warm geworden neben ihr. Die beiden jungen Leute haben sich also gefunden und haben auch jahrelang in Lieb und Treu zusammengehalten, trotzdem man alles versucht hat, sie zu trennen. Dem alten großen Kaufmann war die einfache, nicht gerade arme, aber gewiß auch nicht reiche Bürgerstochter aus unserem Nest zu gering als Schwiegertochter. Er hat den Sohn in aller Herren Länder auf Reisen geschickt, damit er verzeihen soll und der Marianne ihre Vater hat seinen Kopf in den Nacken gebogen und gemeint: „früher müß' die Welt verkehrt drehen, bevor jemand sagen könnt', er hätt' seine Tochter einem reichen Freier an den Hals geworfen. Und so hat ein jeder von den beiden Dichtöpfen — Gott hab's selig — nur nach dem eigenen Stolz und Trost und Ehrgeiz gefragt und nach dem, was die Leute reden könnten; und so viel wie nichts nach Leid und Freud' ihrer Kinder. Da hat's wohl viel in die Blüthen geregelt! — Aber schließlich und endlich haben doch die Jungen Recht behalten. Mein, so eine rechte, feste Lieb', die ist ja eine noch größere Macht wie's Gold.“

Auf welche Art der junge Herr seinen Vater herumträgt hat, kann ich nicht sagen. Recht sänftlich wird er's nicht angestellt haben, nachdem er einmal großjährig war. Der hiesige Dichtopf hat nachgegeben, wie er sich eingebildet hat, er thät dem andern nur einen bequemen Gefallen, wenn er allein beim Wein bleibt. Im ersten Jahre der jungen Ehe ist die Villa gebaut worden. Der junge Herr ist selber über den Plänen gewesen. „In dem Ort, in dem wir uns kennen gelernt“, soll er gesagt haben, „wollen wir ein heimliches Nest haben, in dem wir aus- und einfliegen können, so oft es uns taugt.“

Wie die Villa einmal gestanden ist, hat die junge Frau nicht mehr kommen dürfen. Sie sollte sie erst wiedersehen, wann sie fix und fertig eingerichtet und zu ihrem Empfang bereit war. Mein Mann und ich haben damals die Hausverwaltung bekommen. Wir wissen es beide, wie der junge Herr auf's kleinste geachtet hat, damit nur alles in schönster Ordnung ist, wenn „sie“ kommt. An dem Tag, an dem wir sie erwartet haben, ist er nochmal hergekommen, um alles nachzusehen, hat mich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Sehr brav, Frau Müller, jetzt beden Sie noch den Tisch im Speisezimmer und sorgen an Abend für ein gutes, einfaches Abendessen. Ich fahre meiner Frau ein paar Stationen entgegen und dann ziehen wir hoffentlich mit Glück hier ein.“

„Ach Fräul'n!“ — die Erzählerin blieb wieder stehen und sogte meinen Arm. Ich weiß es noch wie heute: Mein Mann und ich sind vor dem Gitterthor gestanden und haben auf's große Glück gewartet und gewartet — und 's große Unglück ist gekommen!

„Daß ich es kurz sage, die junge Frau ist aus dem Haus ihres Schwiegervaters mit dem Wagen zu dem verabschiedeten Zug gefahren, aber nicht hier angekommen — nie hier angekommen.“

Gesund und frisch fort und auf einer Reise von Stunden verweilt, wie ein Blatt vom Wind; und es ist ein Mensch, den man lieb hat. Ist das nicht zum wahnsinnig werden? Unser armer Herr hat das Menschennögliche gethan, das furchtbare Räthsel zu klären. Aber man weiß bis heutigen Tages nichts Bestimmtes über ihr Schicksal und da hat man schließlich angenommen, sie wäre auf die Plattform des Wagens getreten, schwindlich oder umsohl geworden, gestürzt und schwer verletzt über die Böschung in den Fluß gerollt.

„Ach, was hat man alles angenommen! Wie hat man über den Fall geforscht und gegrübelt und was hat unser armer Herr darunter gelitten! Heute gehofft, morgen verzweifelt. —

„Wir standen am Ende der Gartenmauer.“

„Kommen Sie, Fräul'n, wir gehen ja so miteinander heim, da erzähl' ich Ihnen, was ich weiß. Erbauen lassen hat die Villa ein reicher Großkaufmannssohn aus Bayern. Sie werden mir's nicht übernehmen, wenn ich seinen Namen nicht nenne. Die Leute im Markt geben ihn zwar ungeschicklich preis, aber ich mag ihn nicht allemal auf's Neue in die alte Geschichte verwickeln, die seinerzeit Staub genug aufgewirbelt hat. Er hat uns die Aussicht und Pflege über die Villa übertragen und hat uns mit der herrlichen Entlohnung dafür zu einer Zeit geholfen, wo bei uns die Sorge täglicher Galt war. So einem Mann bleibt man sein Lebtag viel schuldig.“

„Als blutjunger Mensch — Gott, Fräul'n, manich ich Ihnen nur beschreiben könnt', was er für ein bildhübscher, feiner, lieber Bursch gewesen ist — hat er sich auf kurze Zeit in diesem Markt aufgehalten und bei dieser Gelegenheit die Tochter von hiesigen Bürgerleuten kennen gelernt — und auch lieben gelernt. Ich sag's gleich in einem Athem. Die Marianne war aber auch zum gern haben. Sie war gar nicht auffällig schön; aber das hat ein Geschöpf wie sie gar nicht nötig gehabt, denn es war etwas an ihrem Wesen — wie soll ich's nur ausdrücken, so was helllichtes, sonnigedignes, wissen Sie, Fräul'n; kurz, es ist einem halt gut und warm geworden neben ihr. Die beiden jungen Leute haben sich also gefunden und haben auch jahrelang in Lieb und Treu zusammengehalten, trotzdem man alles versucht hat, sie zu trennen. Dem alten großen Kaufmann war die einfache, nicht gerade arme, aber gewiß auch nicht reiche Bürgerstochter aus unserem Nest zu gering als Schwiegertochter. Er hat den Sohn in aller Herren Länder auf Reisen geschickt, damit er verzeihen soll und der Marianne ihre Vater hat seinen Kopf in den Nacken gebogen und gemeint: „früher müß' die Welt verkehrt drehen, bevor jemand sagen könnt', er hätt' seine Tochter einem reichen Freier an den Hals geworfen. Und so hat ein jeder von den beiden Dichtöpfen — Gott hab's selig — nur nach dem eigenen Stolz und Trost und Ehrgeiz gefragt und nach dem, was die Leute reden könnten; und so viel wie nichts nach Leid und Freud' ihrer Kinder. Da hat's wohl viel in die Blüthen geregelt! — Aber schließlich und endlich haben doch die Jungen Recht behalten. Mein, so eine rechte, feste Lieb', die ist ja eine noch größere Macht wie's Gold.“

Auf welche Art der junge Herr seinen Vater herumträgt hat, kann ich nicht sagen. Recht sänftlich wird er's nicht angestellt haben, nachdem er einmal großjährig war. Der hiesige Dichtopf hat nachgegeben, wie er sich eingebildet hat, er thät dem andern nur einen bequemen Gefallen, wenn er allein beim Wein bleibt. Im ersten Jahre der jungen Ehe ist die Villa gebaut worden. Der junge Herr ist selber über den Plänen gewesen. „In dem Ort, in dem wir uns kennen gelernt“, soll er gesagt haben, „wollen wir ein heimliches Nest haben, in dem wir aus- und einfliegen können, so oft es uns taugt.“

Wie die Villa einmal gestanden ist, hat die junge Frau nicht mehr kommen dürfen. Sie sollte sie erst wiedersehen, wann sie fix und fertig eingerichtet und zu ihrem Empfang bereit war. Mein Mann und ich haben damals die Hausverwaltung bekommen. Wir wissen es beide, wie der junge Herr auf's kleinste geachtet hat, damit nur alles in schönster Ordnung ist, wenn „sie“ kommt. An dem Tag, an dem wir sie erwartet haben, ist er nochmal hergekommen, um alles nachzusehen, hat mich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Sehr brav, Frau Müller, jetzt beden Sie noch den Tisch im Speisezimmer und sorgen an Abend für ein gutes, einfaches Abendessen. Ich fahre meiner Frau ein paar Stationen entgegen und dann ziehen wir hoffentlich mit Glück hier ein.“

„Ach Fräul'n!“ — die Erzählerin blieb wieder stehen und sogte meinen Arm. Ich weiß es noch wie heute: Mein Mann und ich sind vor dem Gitterthor gestanden und haben auf's große Glück gewartet und gewartet — und 's große Unglück ist gekommen!

Sie, Fräul'n, der hat sein Glück nicht einmal, der hat es hundertfach, jedes einzelne Mal wieder auf's Neue verloren.

Schließlich haben die Leute noch gezögelt und gebedet und allerhand böse, ehrenrührige Gerüchte und Geschichten über die spurlos verschwundene vorbereitet. ... Sagen Sie, ist denn ein solches Geschick nicht eben so unnüß, wie die Fleischfliegen, die einem wehrlosen Opfer an der offenen, blutenden Wunde sitzen? O psui!“

Die wadere Frau schritt in ihrer Erregung wieder mit großen Schritten fürthab.

„Unser Herr stünde jetzt im besten Mannesalter und ist schon ein alter grauer Sonderling geworden. So sagen wenigstens die die um ihn sind. Ich habe ihn seit jenen Schredenstagen nicht mehr gesehen. Er kommt nicht mehr hierher. Aber wir haben den strengsten Auftrag, die Villa auf das sorgsamste zu erhalten, den Garten zu pflegen und nichts in den Zimmern zu verdrücken; nicht einmal der gebedete Tisch im Speisezimmer darf abgeräumt werden. — Glauben Sie mir's jetzt, daß mir oft seltsam zu Muth wird, wenn ich läufe über den Staub von den Möbeln wische und all' die ungemessenen Kleinigkeiten in die Hände bekomme, mit denen er in liebevoller Sorgfalt das Heim für sie geschmückt hat? Oft und oft ist mir, als ginge ich in einer Gruft herum in der eine große, freundliche Erwartung lebendig begraben worden ist.“

Wir schritten an den ersten beleuchteten Markthäusern vorbei. „Sehen Sie“, sagte sie leise, „wenn ich so von draußen um die Zeit herein komm' und die hellen Fenster seh', dann denk' ich an die Jahre, in denen ich heimlich eine Furlampe in der Villa brennen lassen hab', damit — ach Gott, ich weiß es eigentlich selber nicht warum ... Man will seine Gründe sagen und derneln mit dem Mund aufstut dazu, ist kein Wort dafür da. — Das ist der Geist, der im verwunschene Rosenhaus spukt, Fräul'n, das ist der Geist: Die Hoffnung, die nicht leben und nicht sterben kann!“

Die Schnelligkeit der neuen deutschen Kreuzer.

Von marinefachmännlicher Seite schreibt man: „Unter dem Titel „Die Schnelligkeit der neuen Kreuzer“ brachte unlängst die Presse einen Artikel über den Ausbau der Panzerkreuzer und die erfolgreichen Leistungen, welche eine homburger Werft dabei erzielt hat. Er ist gewiß erfreulich, wenn die in der That glänzenden Resultate der Schiffskonstruktoren und des Schiffbaues, wie sie bei den Probefahrtergebnissen des Panzerkreuzers „von der Tann“ jutage getreten sind, in der Presse eine gebührende Anerkennung finden. Das kann der deutschen Schiffsbau-Industrie nur nützen. Bedenklich erscheint es jedoch, wenn durch zweifellos recht genaue Probestellungen für die folgenden Panzerkreuzer - Neubauten Erwartungen erweckt werden, die bei dem heutigen Stand der Technik gar nicht zu erfüllen sind. Der Schnelligkeitsretord des Panzerkreuzers „von der Tann“ mit über 27.7 Seemeilen forciert Dauergeschwindigkeit stellt ein bisher von keinem anderen großen Schiff erreichtes Resultat dar.“

Daran ändert auch nichts, daß jetzt in England behauptet wird, die dortigen Panzerkreuzer hätten den Retord des „von der Tann“ gebrochen. Der Erste Lord der englischen Admiralität hat die Geschwindigkeit des „Indomitable“ mit 26 Seemeilen im Parlament angegeben. Die vorhandenen Möglichkeiten dürften mit dem durch „von der Tann“ erzielten Resultat ziemlich erreicht sein, und man wird die Bauwerft beglückwünschen können, wenn die folgenden Schiffe dieses Typs „Moltke“ und „Göben“, die bei ihr entstanden sind, die Normalgeschwindigkeit der deutschen Panzerkreuzer auf der gleichen Höhe erhalten.

Zur Orientierung sei hier erwähnt, daß die Geschwindigkeit der Schiffe in erster Linie abhängig ist von den Maschineneinrichtungen und diese wiederum von den Gewicht, die der Konstrukteur bei Vertheilung des Gesamtgewichtes (Displacements) dem Maschinenbauer zur Verfügung stellt. Daß sich diese Gewichte nicht ad infinitum steigern lassen, liegt wohl auf der Hand, besonders bei einem Schiffstyp, dessen wesentlichste Bestandtheile als Panzerkreuzer Artillerie und Panzer sind. Zur Erreichung solcher fabelhaften Resultate, wie sie in der erwähnten Notiz mit 33 Seemeilen für die neueren Schiffe erhofft werden, müßten jedenfalls die Dimensionen dieser Schiffe ins Ungeheure gesteigert werden. In gleichem Tempo würden aber auch die Kosten wachsen, und daß dies nicht der Fall ist, sagt uns der Marineetat.“

Der Herr Professor.

„Ich bitte, Herr Professor“, sagte ein Student zu dem in eine Arbeit vertieften Gelehrten, „ich möchte fragen, ob das Gehirn des Menschen ...“

„Aber mein Lieber“, unterbrach ihn dieser, „Sie sehen, daß ich jetzt etwas ganz anderes im Kopfe habe.“